

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 122. Bromberg, den 28. Mai 1930.

Der eine, der entkam.

Geschichte einer abenteuerlichen Flucht.

Von **Johannes Bergmann**, Hellerau.

(13. Fortsetzung.) ——

Am nächsten Morgen, frühzeitig, kurz nach Sonnenaufgang, mußte ich von meinem Schließer Abschied nehmen.

„Heute sind vier Wochen seit meiner Einlieferung vergangen. Wo ist der Orden?“ triumphierte ich.

Er schüttelte den Kopf und meinte, ich stünde mit dem Teufel im Bunde.

Unten im Vorsaal, demselben, wo der „Langjährige“ zusammen mit dem groben Beamten nach dem Rechten sah, traf ich Helm, als er schon dabei war, aus einem Haufen — es war unsere persönliche Fluchtausstattung — seine Sachen herauszufinden. Wir drückten uns die Hand und freuten uns wie Schuljungen, die ihre Ferienreise nach gut überstandenem Examen antreten.

Draußen vor dem Tore nahmen uns drei englische Soldaten, ein Unteroffizier und zwei Mann mit aufgepflanztem Seitengewehr, in Obhut. Vorher wurden uns aber wieder Handschellen angelegt, die letzte Erinnerung an unser Verbrecherdasein.

*

Diesmal verzichtete man auf die Beförderung im Salatkorb. Wir marschierten. Die Soldaten waren von Dorchester geschickt worden, uns abzuholen. Sie kannten unsere Fluchtgeschichte in allen Einzelheiten. Nur vom Lotsen Volkmar, den wir in West-Hartlepool verloren hatten, wußten sie nichts. Das freute uns und gab uns Hoffnung. Sicherlich war wenigstens dieser eine vom Glück begünstigt gewesen.

Dann fuhren wir mit der Eisenbahn in fest verschlossenem Abteil, wo die Posten mit uns ihr Frühstück und ihren Tabak teilten, der Weltstadt London zu. Es war ein herrlicher Tag. Beinahe glaubten wir, unser Weg führe in die Freiheit.

Im ganzen sahen wir aber trotz unserer anständigen Zivilkleider noch recht verbrechermäßig aus. Der weiße Umlegekragen paßte gar nicht zu den langen Haaren und dem seit fünf Wochen unrasierten Gesicht. Es schadete aber nichts. Wir waren sehr vergnügt.

In London stopfte man uns zusammen mit den Gewappneten in die überfüllte Untergrundbahn. Eine Sensation für die Fahrgäste! Wir standen, mit gefesselten Händen und wüstem Gesichtsausdruck — es kam ja jetzt auf ein bißchen Theater nicht mehr an —, mitten in der Menge, zwischen reizenden Modedamen und furchtsamen Kindern, und allenthalben begann ein geheimnisvolles Flüstern:

„Spione! Deutsche Spione!“

Wenn sie gewußt hätten, wie gefährlich wir waren!

Auf dem Waterloobahnhof, im Erfrischungsraum, kauften wir mit Genehmigung des Rottenführers für unsere letzten Schillinge belegte Brötchen, tellerweise. Die Soldaten durften sogar mitessen. Es war ein Anblick für Götter.

Mit dem Abendzug kehrten wir, ein Gefühl der Wehmut im Herzen, nach Dorchester zurück, wo wir gegen Mitternacht eintrafen. Vor dem Lagertore wurde haltgemacht. Man schien gierig auf uns gewartet zu haben. Wer erschien, war der Lageradjutant. Er teilte den Posten mit, daß wir sofort ins Lagergefängnis, nicht aber ins Lager abzuführen seien, in getrennte Zellen. Zu uns gewendet, die wir ihn mit fragenden Augen ansahen, schnarrte er einen Satz, der uns das Herz im Leibe umdrehte:

Auf Sie wartet jetzt das Kriegsgericht!“

27. Die Denkschrift.

Ein geflügeltes Wort der Engländer sagt: „Unser König kann kein Unrecht tun“. Es ist aber sicherlich nicht unter Eduard VII. geprägt worden. Sie meinen damit, daß der König kein Recht hat, es sei denn, daß er Verbrecher begnadigen oder Orden verleihen darf — auf Vorschlag seiner Gewährsmänner.

Wir waren begnadigt worden und sollten vor ein Kriegsgericht gestellt werden. Ob denn die Autorität des Königs wirklich so gering war?

Der Fähnrich und ich beratschlagten über das eigenartige Verhalten des Königs und seiner Behörden, durch zwei eiserne Türen hindurch, in deren jeder sich eine Klappe befand, die sich öffnen ließ. Helms Zelle lag der meinigen gegenüber; deswegen konnten wir uns stundenlang aussprechen.

Ich entschloß mich, den ersten besten Offizier, der sich mir näherte, um Bleistift und Papier zu bitten und einen geharnischten Brief an das hochwohllöbliche Kriegsgericht zu schreiben, das es wagte, gegen den Willen des Königs ein neues Verfahren einzuleiten.

Der Lageradjutant und der Dolmetscher, die uns jeden Tag besichtigten, konnten dieser harmlosen Bitte um Schreibmaterial schlecht aus dem Wege gehen, und so kam denn die Denkschrift — aus neun Punkten bestehend — innerhalb 24 Stunden nach gründlicher Besprechung mit meinem ebenfalls begnadigten Gegenüber zustande.

Und was stand darinnen zu lesen?

Zunächst wurde dem Kriegsgericht plausibel gemacht, was wir ausgefressen hatten und was dementsprechend nach der Haager Konvention allein als Strafe in Frage kommen konnte. Dann zählten wir die Schnitzer auf, die man seitdem begangen hatte, indem man uns wegen Aufenthalts auf verbotenem Gebiete belangt und verurteilt, gleichzeitig aber — und das war eine Infamie sondergleichen — der Spionage verdächtigt hatte. Die Worte des Richters von West-Hartlepool wurden genau aufgeführt, weil sie ja eine Überschreitung seiner Befugnisse erkennen ließen. Den Gipfelpunkt der Argumentation bildete aber die Begnadigung des Königs von England und Kaisers von Indien, der ja doch wohl eingesehen hatte, daß das Unrecht, uns als Verbrecher zu behandeln, nur durch einen Gnadenakt aus der Welt geschafft werden konnte.

Die Schrift schloß mit der Frage:

„Gedenkt das Kriegsgericht, uns gegen diese Verfügung Seiner Majestät nochmals zu verurteilen?"

*

Wir rieben uns die Hände vor Vergnügen, jeder in seiner Zelle, als das große Werk vollendet war. Das Kriegsgericht sollte eine harte Nuß zu knacken bekommen, Konflikte über Konflikte: mit den Zivilbehörden, die ohne Recht über uns Soldaten verfügt hatten, mit dem Gouverneur, der uns so klar und deutlich von der Begnadigung verständigt hatte, mit dem König, dessen Name glatt mißbraucht sein würde, wollte man uns noch etwas am Zeuge flicken.

Als der Brief dem Offizier vom Dienst ausgehändigt worden war, quälten wir uns nur noch damit, wie man am besten die Zeit totschlagen könne. Bei unseren halbstündigen Spaziergängen unter Eskorte erfuhren wir von den Posten einiges über das Schicksal der beiden Kameraden, die man gleich am Anfang unserer Flucht in Southampton im Zuge aufgegriffen hatte.

„Sie sind mit zwei Jahren Militärgefängnis bestraft worden", behauptete einer der Tommies. Da würde es uns wohl nicht viel besser ergehen.

Wir klammerten uns aber an unseren schönen Brief, den sie ja nicht hintern Spiegel stecken konnten, und ließen ohne große Sorgen den Dingen ihren Lauf.

Aus der Lagerküche erhielten wir unsere Kost. Das mußten feine Kerls sein, da am Kochkessel. Sie schmuggelten im Kaffeetopf ganze Stücken Blutwurst, aus ihren Paketen gerettet, in unsere Hände, damit wir den Mut nicht sinken ließen. Es kam aber an den Tag, als einer der Posten einmal den Kaffee auf dem langen Wege zum Gefängnis verschüttete. Seitdem wurde alles vorher sorgsam umgegossen.

Zwei Wochen lang brütete das hohe Kriegsgericht über die Einfalt der beiden Kriegsgefangenen und der Behörden, die ihm die Suppe versalzen hatten. Eines Tages erschien aber der englische Kammersergeant in unseren Gemächern mit einer neuen Gefangenenausrüstung, bestehend aus einem Anzug, von einer Art Manchesterstoff gefertigt, mit großen eingenähten roten Tuchscheiben auf dem Rücken und an den Hosenbeinen, aus harten, verschimmelten, aber nagelneuen Militärschnürstiefeln, Mänteln, ebenfalls mit Scheibenverzierung, und Militärunterwäsche. Unsere Zivilkleider wurden konfisziert und — der Deutschen Regierung zur Abholung nach dem Kriege zur Verfügung gestellt: im Kriegsgefangeneninformationsbureau in London.

Wir krochen in die neuen Anzüge, die weder vorn noch hinten paßten, und als wir uns über den Geschmack der englischen Herrenschneider, die doch in der Welt von sich reden machen, belustigten, erschien eine Eskorte, um uns in Empfang zu nehmen.

Wohin es gehen sollte, wollte zunächst keiner ausplaudern. Wir wurden nach der Bahn gebracht, in einen Zug verladen, der — „wie einst im Mai" — nach Southampton fuhr. Dort wurde umgestiegen, und auf der Fahrt nach Nordwales lösten sich die Zungen unserer Begleiter.

Das Kriegsgericht hatte sich auf unser Schreiben hin nicht gerührt. Es verzichtete auf weitere Auseinandersetzungen mit Leuten, die sich hinter den König von England verschanzten.

Die Quittung über die letzte Entscheidung war aber die Fahrt in ein neues Kriegsgefangenenlager, weit weg von der Ostküste, mitten in der Bergeinsamkeit von Nordwales, wo man eine in einem verträumten Winkel liegende Spritfabrik mit einem Stacheldrahtverhau umgeben hatte.

*

Helm und ich blieben dort etwa ein Vierteljahr zusammen und erholten uns leidlich von unseren Strapazen. Dann schickte man den Fähnrich in ein Offizierslager.

Und ich — reiste nach Frankreich.

Damit wurden wir für immer getrennt.

28. Frondienste.

Die fünf Mann, die gemeinsam zu dem verwegenen Fluchtversuch ihr Leben in eine Schale geworfen hatten, waren in alle Winde verstreut. Keiner wußte mehr etwas vom anderen, keiner kümmerte sich auch nur um den anderen. So ist es fast allen ergangen, die sich in den schwersten Stunden des Lebens umschlungen hielten.

Nun stand ich allein unter den Neulingen wie ein alter Routinier in Gefangenen- und Fluchtangelegenheiten. Sie sagten sich mit Recht, daß ja wohl „bei dem noch einiges gefällig" sei, sobald er wieder ordentlich „japsen" könne.

Ich konnte schon wieder ganz leidlich „japsen", hatte wieder Post aus der Heimat bekommen, auch Lebensmittel, und trug, um nicht wie ein Clown herumzulaufen, eine deutsche Infanterieuniform, mit einem Waffenrock der Schutztruppen.

Die Engländer wollten mich aber nicht in ihrem Lande behalten. Ich stand ja auf der schwarzen Liste. Gelegentlich, im Frühjahr 1916, wurden Arbeitstrupps für Frankreich in den verschiedenen englischen Lagern zusammengestellt, und ich zählte zu den ersten, die das neue Land — noch mehr das Volk — kennenlernen sollten.

In einem kleinen Transportschiff, etwa von der Größe eines Torpedobootes, ging es eines Nachts über den Kanal. Wir lagen beinahe übereinander, ganz unten im Schiffsraum, zu Hunderten, über uns und auf den Decks hockten die Wachen und Kriegstruppen, alle mit Schwimmwesten ausgerüstet. Von uns Gefangenen wäre im Gefahrfalle keine Seele aus dem Boot herausgekommen.

Das Massenlager in dem Schiffsbauch glich einer Hölle, als die Seekrankheit ihre Opfer forderte. Wer hätte sich da noch beherrschen wollen!

Le Havre war unser Ziel. In einem der Hafenspeicher, der anstatt der Fenster nur große Luftlöcher besaß, schichtete man uns sechsfach übereinander, in Holzgestellen, die Schlupflöcher wie Bienenwaben aufwiesen.

Das Lager war ohne Befragung sachverständiger Hygieniker angelegt worden; denn auf einem viereckigen Platze von etwa 100 Quadratmeter befanden sich Küche, Waschbänke und Klosettanlagen. Unter englischer Waffe mußten wir sogleich Frondienste tun, unsere Arbeitgeber waren aber Franzosen, die uns zwangen, im Hafen Kriegsmaterial, wie Salpeterfässer, Kupferbarren, Baumwollballen und auch Lebensmittel zu verladen.

Täglich wechselten die Arbeitskommandos. Jedoch galt als ausgemacht, daß diejenigen, die „an Lebensmittel rankamen", für die übrigen mit hamstern mußten; denn das Essen war äußerst knapp und die Arbeit schwer.

Die Methode des Hamsterns erforderte einige Geschicklichkeit. Kisten, die Milchkonserven enthielten, mußten möglichst oft „übers Eck" fallen, damit sie aufsprangen. Ein paar Büchsen konnten dann immer versteckt und abends mitgenommen werden. Speckseiten schnürten wir uns auf den Bauch, während die Aufmerksamkeit des Wachtpostens durch einen künstlich hervorgerufenen Streit abgelenkt wurde. Champagnerflaschen, wenn sie beim Fall der Kiste nicht zerbrachen, tranken wir an Ort und Stelle aus. So ging es eine ganze Weile, ehe die Hamsterei entdeckt und am Lagertor eine regelmäßige Untersuchung eingeführt wurde.

Dinge, die wir nicht verwenden konnten, fielen zufällig ins Wasser. „Glucks . . . glucks!" Verschwunden waren einige Kupferbarren oder auch Brechstangen, so daß die nächste Abteilung erst neue bekommen mußte.

Die französische Bevölkerung haßte uns und — die Engländer, weil sie uns gegen Ungerechtigkeiten der Franzosen in Schutz nahmen. Die guten „Alliierten" zankten sich oft, und ich als deutscher Kriegsgefangener und Feind mußte dann — der Sprachkenntnisse wegen — den Streit schlichten.

Einmal geschah es, daß ein französischer Reitersmann, noch dazu ein Zivilist, die in Kriegszeiten überhaupt nicht gut gelitten waren, in eine unserer Kolonnen hineinritt, so daß ein paar Mann zu Boden fielen. Die übrigen, kurz entschlossen, ergriffen den Kerl, schickten sein Pferd zum Teufel, und versohlten dem Elenden das Sattelfleisch, während die beiden englischen Posten aufpaßten, daß kein Franzose hinter die Kulissen sah.

*

Die Wachtposten hatten im ganzen Mitleid mit uns und drückten ein Auge zu, wo sie nur konnten. Einmal aber hatten sie Befehl, 400 Mann totzuschießen. Ein französischer Arbeitgeber hatte uns versprochen, daß wir nach dem Lager zurückkehren dürften, wenn wir einen nach St. Denis bestimmten Güterzug bis 3 Uhr nachmittags fix und fertig laden würden. Wir arbeiteten wie die Bienen, ohne Pause, ohne Essen, ohne Zwischenfall — alles für die Franzosen.

(Fortsetzung folgt.)

Der verschwundene Tizian.

Skizze von Paul Richard Greiner.

Es geschah in einer der größten Galerien Italiens in der Mailänder Brera.

Aus der Sonnenglut des Domplatzes hatte er sich durch enge Straßen und Gassen hinein gerettet in die kühlen Säle, wo Meisterwerk neben Meisterwerk hängt. Große Bilder, mittlere und ganz kleine, darunter solche, die man bequem in die Tasche stecken kann.

Die Museumsdiener waren müde. Der Sonnenglast von draußen lastete auch hier auf ihren Lidern. Er senkte den Schlaf in ihre Augen, und die Brera war sozusagen leer.

Nur vor Raffaels „Verlobung der Maria" stand noch ein Häuflein Menschen.

Wohl schon ein halbes Dutzend Mal war er in der Tür des Saales erschienen, den man hier allein dem Jugendwerk des Unsterblichen eingeräumt hat.

Dann war er immer wieder auf der Schwelle umgekehrt und in einem der kleinen Seitenkabinette verschwunden, wo **das** hing, was ihn seit Monaten, vielleicht jetzt schon seit Jahren immer und immer wieder gereizt hatte. Das kleine Bild, zu dem er an jedem neuen Tage wieder zurückgekehrt war.

Ein ganz kleines Bild, aber ein Meisterwerk des Tizian. Ein Porträt. Es stellte das Oberhaupt eines venezianischen Adelsgeschlechtes dar.

Auch unter den Kopisten der Brera hatte man ihn bemerkt. Mit Pinsel und Palette war er erschienen, um das Wunderbild nachzumalen, von dem er glaubte, daß es ihm ersehnte Schaffenskraft wiederschenken würde.

Aber was war diese Kopie. Eine elende Stümperei, ein trauriges Surrogat, dessen Besitz ihm niemals die Kraft geben würde, die von dem Original selber auf ihn ausging.

Alle Saaldiener kannten ihn. Mit dem abgetragenen Schlapphute und der verschossenen graugrünen Joppe war er ihnen allen eine schier mit der Brera verwachsene Erscheinung. Jeder einzelne unter den Angestellten wäre erstaunt gewesen, wenn der seltsame Kauz von Maler, der nur immer diesen einen Tizian studierte, eines schönen Tages gefehlt hätte.

Und nun ist die Mittagsstunde da. Um zwei wird die Galerie geschlossen. Aber heute, an diesem heißen Augusttage drängen sich die Besucher schon lange nicht mehr. Auch die wenigen Bewunderer der „Verlobung der Maria" sind jetzt gegangen, einer nach dem anderen, und nur die schläfrigen Saaldiener nicken auf Stühlen und Bänken der Brera herum.

Da klingt ein leiser, dem Ohre kaum vernehmbarer Laut aus dem kleinen Seitenkabinett, in dem das Porträt des venezianischen Grafen von Tizian hängt. Die Diener müßten ihn eigentlich vernehmen, aber die furchtbare Hitze, Schlaf und Gewohnheit haben sie samt und sonders abgestumpft.

Diese so entsetzlich mürbe machende Pflicht, hier vor den Bildern Tag für Tag, Stunden um Stunden zu sitzen, zu stehen, vorüber zu gehen, läßt sie allen diesen seltsamen verbrecherischen Ton überhören. Es ist ein schriller, kratzender und doch ganz leiser Ton!

Eine scharfe Klinge fährt da über altes, über uraltes Holz, das mit Leinwand überzogen ist, einmal, zweimal, dreimal, viermal . . . und das weint und stöhnt . . . leise, ganz leise . . . und dann knacks, knacks . . .

Endlich klirrt es, als sei etwas zu Boden gefallen, wie aus zitternden Händen — aber die Diener nippen noch immer an Morpheus' mohngefülltem Kelche, und ihre Köpfe sind ihnen schwer auf die Brust herabgesunken. —

Der Diebstahl wird erst am folgenden Morgen entdeckt. Der Tizian ist verschwunden. An der Wand lehnt der leere Rahmen, aus dem man das Bild, das unersetzliche, kunstgerecht herausgeschnitten hat.

Die Presse bemächtigt sich des Falles. Mailand, Italien, die halbe Welt geraten in Aufregung.

Der Verdacht der Saaldiener lenkt sich natürlich auf den alltäglichen Besucher der Galerie, der sich immer als der größte Bewunderer dieses einzigen Tizian gezeigt hat. Vor allem einer der Diener beharrt auf dieser Anzeige und gibt interessante Einzelheiten bekannt.

Die Polizei ist verständigt. Sie fahndet nach dem sogenannten „Maler", dem **Dieb**, wie sich jetzt herausgestellt hat. Aber noch ehe sie zu einem Ergebnis gelangt, trifft schon bei der Verwaltung der Brera eine anonyme Sendung ein. Sie enthält den gestohlenen Tizian, unversehrt, nur an den Rändern, wo das scharfe Federmesser über die Leinwand fuhr, ein ganz klein wenig verletzt.

Und dabei liegt ein Zettel: „Ich gebe der Brera ihr Eigentum zurück, um das ich sie Monde um Monde beneidet habe, das ich ihr nicht gönnen konnte und in einem Augenblick des Wahnsinns endlich doch entrissen habe. Denn der Besitz des Kunstwerks gibt nicht die göttliche Kraft. Ich bin nur ein armer Narr, kein großer Künstler und kein Tizian! Mein Weg führt in unbekanntes Land. Ein Unglücklicher."

Von dem „Maler" hat man in Mailand nie wieder etwas gehört. Aber wenige Tage nach dem Diebstahl in der Brera haben Agonfischer im Comersee eine Leiche aufgefangen, die niemals erkannt worden ist.

Galloway sieht weiße Mäuse.

Skizze von Kurt Miethke.

Man soll sich nicht darüber wundern, wenn ein Bankdirektor nicht über Gänsefett Bescheid weiß. Geht hin und fragt ihn, was eine Aktie ist! Fragt ihn, was Zinseszinsen sind, und er wird euch strahlend Antwort geben. Fragt ihn nach Kontokorrent, nach Tratte, Geld und Brief, nach Kuxen, Shares und Stadtanleihen — er wird euch bereitwilligst Bescheid erteilen. Aber Gänsefett . . .

Bankdirektor Galloway saß mit weit ausgestreckten Beinen im Klubsessel seines Privatzimmers und rauchte eine Zigarette nach der anderen. Alle drei Minuten stand er einmal erblassend auf und lauschte. Dann setzte er sich wieder hin und steckte sich eine neue Zigarette an.

Es war nichts. Die Alarmvorrichtung klingelte nicht.

Bankdirektor Galloway hatte dem gesamten Bankpersonal für heute abend Urlaub gegeben. Es wurden heute keine Überstunden gemacht. Sogar der Bankwächter Pearson hatte sich freigeben lassen, denn im Olympiasaal fanden heute aufregende Boxkämpfe statt. Das mußte man gesehen haben! Das war eine Sensation für die kleine amerikanische Stadt.

Galloway gähnte. Steckte eine neue Zigarette an. Schrak plötzlich zusammen. Fuhr in die Höhe. Schmiß die Zigarette weg. Seine Haare sträubten sich. Eiskalt lief es ihm über den Buckel hinunter. Seine Augen wurden starr. Er tastete nach dem Revolver und ging entschlossen nach der Tür.

Die Alarmklingel schrillte!

Die Alarmklingel schrie förmlich durch das ganze Haus: Einbrecher! Einbrecher im Tresorraum!

Galloway tastete sich die Treppe hinab, die von seiner Privatwohnung in die Geschäftsräume führte. Durchquerte den Vorraum. Lauschte.

Ein leises, knisterndes Geräusch war zu hören.

Galloway packte den Revolver fester. Riß die Tür auf, die zum Tresor führte. Und stand verblüfft still: Es war kein Mensch zu sehen.

Und dennoch: Die Alarmklingel schrillte noch immer durchs ganze Haus. Galloway sah starr vor Staunen zu Boden. Und fuhr japsend zurück! Betastete seine Stirn, wie um zu prüfen, ob er den Kopf noch oben sitzen hatte.

Denn Galloway sah weiße Mäuse! Er rieb sich die Augen. Es nützte nichts. Die weißen Mäuse blieben. Saßen gerade auf der Schwelle, die zum Tresorraum führte und knapperten das Holz an.

Galloway tat einen Schritt über die weißen Mäuse weg und untersuchte den Raum. Nichts zu sehen. Niemand zu sehen. Nur die weißen Mäuse nagten. Galloway tat einen Schrei der Wut und jagte die Biester unter den Geldschrank. Dann verließ er den Tresorraum.

Und sofort hörte das Klingeln auf.

Befreit stieg Galloway in sein Privatzimmer zurück, setzte sich in den Klubsessel und griff nach der Zigarettenschachtel.

Da fing das Klingeln von neuem an.

Wieder sauste Galloway hinunter. Wieder fand er nur die weißen Mäuse. Aber diesmal nahm er Rache. Er schoß nach den gräßlichen Tieren, so daß sie entsetzt flüchteten.

Wieder ging Galloway die Treppe hinauf. Wieder griff er nach der Zigarettenschachtel. Und wieder ertönte das Klingeln.

Da faßte Galloway einen Entschluß.

Er nahm „Die büßende Magdalena" von Batoni von der Wand herunter, öffnete das geheime Türchen, das dahinter verborgen lag, tat einen Griff, tat einen Knips — und das Klingeln hörte auf.

Galloway hatte die Alarmvorrichtung abgestellt.

Er griff nach der Zigarettenschachtel. Und niemand störte ihn im Genuß, kein Klingeln und kein Ärger. Galloway schloß nach zehn Minuten aufatmend die Augen, schlief ein und träumte von weißen Mäusen . . .

Zur selben Zeit aber ertönte unten im Tresorraum ein leiser Pfiff. Jim, der Einbrecher, hatte ihn ausgestoßen. Dann ertönte ein winziges Rascheln: Die weißen Mäuse kamen aus dem Tresorraum hervorgehuscht und verschwanden in dem Vogelbauer, das Jim aufgestellt hatte. Eine Blendlaterne blitzte auf. Ein Schweißapparat zischte. Eine Tür klaffte. Zwei gierige Hände tauchten in den Geldschrank, dicke Pakete voll Banknoten wanderten in sämtliche verfügbaren Anzugtaschen.

Dann holte Jim aus seiner Hosentasche eine gewaltige Speckschwarte. Schob sie in den Vogelkäfig.

Die weißen Mäuse stürzten gierig darüber her.

Jim sah vergnügt zu und sprach also zu den Tieren: „Gut habt ihr's gemacht. Seht, ich bin euch dankbar. Aber euer Herrchen hat auch alles gut vorbereitet. Ist er nicht in die Bank gegangen, heute nachmittag, und hat aus einer Flasche heimlich etwas Gänsefett auf die Schwelle des Tresorraumes getröpfelt? Ohne daß einer der Angestellten etwas merkte? Und hat er euch nicht seit Monaten auf den Geruch von Gänsefett dressiert? Jaja, ihr habt es brav gemacht. Seid wie die ausgehungerten Löwen auf den Fettgeruch zugerast, als ich euch aus dem Käfig ließ. Habt die Alarmklingel ausgelöst und den Galloway solange geärgert, bis er die Klingel abstellte!"

Jim hob den Käfig in die Höhe und zwinkerte den weißen Mäusen freundlich zu. Die weißen Mäuse zwinkerten ebenso freundlich zurück . . .

Und während Jim mit ungeahnter Beute verschwand, schlief Bankdirektor Galloway den Schlaf des Gerechten.

Ja, hätte er etwas von Gänsefett gewußt — und von weißen Mäusen!

Aber Hand aufs Herz: Wie konnte er! Hat er doch den Kopf voll von Baisse und Hausse, voll Koupons und Sparkonten, voll doppelter Buchführung und Stock Exchange — wo hätten da noch weiße Mäuse Raum?

Heimweh.

Eine Geschichte von **Ludwig Bäte**.

Der Wanderer, der auf der Kuppe der steil zum Fluß abschießenden Höhe stand, war im Abenddämmer still durchs Tal geschritten, nachdem ihn die Gesellen bald nach dem Tore verlassen hatten. Er konnte sich immer noch nicht von der Stadt wenden, die langsam im Dunkel verblaute. Ein paar Türmchen ragten noch aus der schweren Masse der Wälle, der Dom glühte spätsonnenumflossen, Bäume braunten herbstheilig zu seinen Füßen, von den Weinbergen wehte es wie Duft reifer Trauben. Und es rauschte der Inn. Der Wanderer wollte in die Weite, ins Reich. An Augsburg, der edlen Fuggerstadt, Kunst sich laben, in Nürnberg Peter Vischers Sebaldusgrab, das der Meister 1519 „got dem almechtigen zu lob und sankt Sebolt dem himmelfürsten zu ehren mit hilff frummer leut von dem allmosen bezahlt" vollendet, studieren, wie er oft mit seinem Meister vor des Künstlers Werk drunten im Dome trunkenen Auges gestanden hatte. Wollte hinaus aus Elternsorge und Liebstenarm, hineintauchen ins große Leuchten, das von Italien über die Alpen flammte und Denkerhirn und Künstlerherz mächtig entzündete. Aber mit einem Male erschien ihm das alles klein, was in der Dachstube über seinen Rissen und Büchern weit und wunderbar gewesen war. Immer rauschte der Fluß, der sich durch seine Jugend flocht, wie ein buntes Band durchs Braunhaar der Liebsten. Herb duftete die Erde, die ihn geboren, standen Sterne, die seine Träume gesucht. Und tief, tief unten über den Strom hinweg und die Weinberge, rief ein Horn und rang sich schwer durch die nebeldunkle Abendfülle.

„Innsbruck, ich muß dich lassen", weinte es in ihm auf. Und schüttelte seinen Leib, daß die alten Worte aus seinem Munde brachen wie ängstliche Tauben, umspannte das schmalbrüstige Haus, in dem er gewachsen, die roten Geranien an der Liebsten Stube, zitterte wie die Armsünderglocke beim letzten Gang. Und die lachende Ferne lag dunkel, war Elend, Heimatfremde. Singend ging er in die Nacht. Und die Weise, die seine Lippen nachformten, umrauschte ihn wie Orgelmusik, mächtig ergreifend, und tönte leise versöhnend wie eine liebe Geige. Die Bäume des Waldes schwiegen, sein Getier hielt den Schritt an. Das deutscheste Lied, das von dem Heimweh, stieg auf, wieder von einem Schicksal umschlungen.

Tief ruht der Name des unbekannten Dichters in dem Brunnen, der zaubervoll als Volkslied aus den alten Liederbüchern tönt, die verstaubt in den Büchereien träumen, und der im Abenddämmer oft den Hüter der toten Schätze von seinen Katalogen aufschreckt, bis ihn der Schritt seines Dieners zu Signatur und Bändezahl zurückruft. Manchmal aber trägt ein Chor die Worte in den Konzertsaal. Und die glänzenden Kleider werden stumpf, blitzende Steine Asche, denn das deutsche Leid streift mit schwerem Flügelschlag die Menschen.

Bunte Chronik



* **Einsames Grab.** Ein Grab in der Einöde wird in dem zufällig Vorüberkommenden stets einen tiefen Eindruck erwecken. Ein solches Erinnerungsmal findet sich an der Magelhaensstraße in der einsamen Bucht von San Julian. Hier liegt die letzte Ruhestätte des Schiffsleutnants Robert H. Sholl von der „Beagle", Darwins berühmtem Expeditionsschiff, das vor über hundert Jahren, von 1827 bis 1828, in diesen Gewässern kreuzte. Die Legende hat sich des einsamen Grabes bemächtigt, und die romantische Erzählung kam auf, der junge Leutnant, der erst während der Reise auf Grund einer tapferen Tat befördert worden war, habe selbst Hand an sich gelegt, weil durch seine Schuld das Schiff auf Grund gelaufen sei. Das Schiffsbuch weiß davon nichts. Nur einmal, am 31. Januar 1827, geriet die „Beagle" auf Grund. Wenige Wochen später starb Sholl an einer Krankheit. Eine benachbarte Bergspitze erhielt zum Andenken seinen Namen. Die Entstehung der Legende ist aber darauf zurückzuführen, daß ein halbes Jahr später Kapitän Bringle Stokes durch eigene Hand starb und in Port Famine bestattet wurde. Sholls Grab, dreißig Fuß hoch am Ufer gelegen, ist als Steinhaufen weithin erkennbar. Daß aber Darwins Gefährte niemals vergessen wurde, beweisen die Bronzetafeln mit Inschriften, die argentinische Kriegsschiffe dort wiederholt niedergelegt haben.

Lustige Rundschau



* **Dienstmädchen.** Madame sucht ein neues Mädchen. — Meldet sich Minna. — Fragt Madame: „Warum sind Sie auf Ihrer letzten Stelle entlassen worden?" — Meint Minna: „Sind Sie aber neugierig, gnädige Frau! Habe ich Sie gefragt, warum Ihr letztes Mädchen weggegangen ist?"

*

* **Verschiedene Meinung.** Dame: „Die Männer sind Egoisten." — Herr: „Unzweifelhaft! Sie sind beinahe so große Egoisten wie die Frauen, die zum erhaltenen Kuß gleich noch ein Geschenk erhalten möchten."

Verantwortlicher Redakteur: **Marian Hepke**; gedruckt und herausgegeben von **A. Dittmann T. z o. p.**, beide in Bromberg.